

Mütter gibt es viele, aber jeder hat nur eine

Alaa al-Aswani gehört zu den erfolgreichsten Gegenwartsauteurs der arabischen Welt – Ortstermin bei dem Schriftsteller und Bürgerrechtler, der in Kairo als Zahnarzt praktiziert

In Kairo ist einiges anders. Es gibt dort eine Küche, die allumfassend glücklich macht und eine Innenstadt mit spektakulärer Belle-Époque-Architektur, die ohne das übliche Facelifting in Würde gealtert ist. Die uralte Ibn-Tulun-Moschee mit ihren strengen, formvollendeten Stilelementen liegt in der Nähe der aufregendsten Nachtclubs, deren inoffizielles, aber striktes Kopftuchverbot vor dem Hintergrund des ägyptischen Ringens um einen säkularen Staat fast weniger erstaunt als die Öffnungszeiten zu mitternächtlicher Stunde.

Auch die Zahnärzte arbeiten länger, zumindest vor Feiertagen. Um 21.30 Uhr sitzt immer noch ein Patient im neonhellen Behandlungszimmer einer Praxis des gutbürgerlichen Kairoer Stadtteils Garden City. Der Sprechstundenhelfer bietet dem wartenden Journalisten Pepsi Light und Zigaretten an. Und er bestätigt noch einmal, dass hier wirklich jeder anrufen könne, um einen Termin mit dem Doktor auszumachen – auch wenn es sich bei Dr. Alaa al-Aswani um den erfolgreichsten Gegenwartsautor des arabischen Sprachraums handelt.

Alaa al-Aswani nippt eine Viertelstunde später ebenfalls an einer Pepsi, zieht an seiner Zigarette und pflichtet dann mit lachender, bollernder Stimme seinem Assistenten bei: „Ohne den Arzt Aswani gäbe es den Autor Aswani nicht, auch wenn der Arzt nur noch an zwei Tagen in der Woche praktiziert.“ Seit dem internationalen Erfolg seines großen ägyptischen Gesellschaftspanoramas

„Der Jakubijân-Bau“ und dessen ebenso erfolgreicher Verfilmung haben die literarischen Verpflichtungen Aswanis stetig zugenommen. Die Verkaufszahlen überschritten im vergangenen Jahr die Millionengrenze, und auch Aswanis 2008 auf Deutsch erschienener zweiter Roman „Chicago“, der im ägyptischen Studentenmilieu einer amerikanischen Universität angesiedelt ist, wurde gut rezipiert. Die arabische Ausgabe hat sich bereits mehr als 140 000 Mal verkauft.

Vor zwanzig Jahren, als der heute 52-jährige Aswani noch als Vollzeitarzt arbeitete, entstanden seine vor kurzem auf Deutsch erschienenen Erzählungen „Ich wollt', ich würd' Ägypter“.

In den USA ausgebildet, entschied sich Aswani für seine Heimat

schrieben hat er damals – so wie heute noch – von sechs Uhr morgens an, abends war er auf Spurensuche im Kairoer Nachtleben. Aswani sagt, er müsse erst gesehen haben, was er dann „mit Herz zu Literatur forme“. Das gilt für sein literarisches Debüt ebenso wie für die späteren Romane. Dies erklärt auch, warum er nach seinen Universitätsjahren in Chicago nach Ägypten zurückgekehrt ist und in den letzten Jahren den gut dotierten Angeboten des ausländischen Kulturbetriebs widerstanden hat. „Mütter gibt es viele“, sagt Aswani milde lächelnd, „aber jeder von uns hat nur eine.“

Die Entscheidung für eine Heimat und zwei Berufe hat Tradition. Aswanis Vater, der Anwalt war und Schriftsteller, hat es so gemacht. Und Nagib Machfus, der ägyptische Literaturnobelpreisträger. Auch in Aswanis Erzählungen entsteht durch die Osmose zwischen den Berufen eine fast vibrierende Authentizität, wie etwa in der Geschichte über einen Arzt in der Ausbildung, der trotz besserer Noten am System zu scheitern droht. Erst als er lernt, die eigenen Fähigkeiten zu verleugnen und seinem Vorgesetzten zuzuschreiben, wird er akzeptiert.

Die Kritik an diesen korrupten Strukturen, die sich durch alle gesellschaftlichen Ebenen gefressen haben und eine Kultur des Mittelmaßes schaffen, verläuft wie ein roter Faden durch Aswanis Werk. Er zieht sich aber auch durch seinen Alltag als Bürgerrechtler. Kürzlich bezeichnete er in seiner wöchentlichen Kolumne in der Tageszeitung *Showrouk* den Handkuss der Arbeitsministerin für die Gattin von Präsident Mubarak als Speichelleckerei und fügte hinzu, es sei wohl kaum die abgebrochene Schulausbildung, die Aisha Abdel Hady zu ihrem Amt verholpen habe.

Doch genauso wie die beruflichen Grotesken versteht Aswani die persönlichen Tragödien des ägyptischen Alltags zu sezieren. Er erzählt von Männern, die so schwach sind, dass sie sich nur durch das Schlagen ihrer Frauen Gewissheit über sich verschaffen können. Und er berichtet von sexuellen Affären, die so gar nicht zum westlichen Stereotypenkata-

log über arabische Kulturen passen. So wie die des Ich-Erzählers in ein „Ein abgetragenes Kleid und ein Kopftuch“. Einerseits begrüßt er die Affäre mit einer Frau, die er während einer Weiterbildung kennengelernt hat, dann aber überredet er die schwangere Frau zur Abtreibung, um schließlich eine andere Frau zu heiraten, die noch unberührt ist.

Nicht nur die Offenheit, mit der Aswani diese vermeintlichen Tabus angeht, verblüfft. Aswani erklärt, dass er sowohl die paradoxe Moral als auch die Offen-



Alaa al-Aswani

Foto: AP

heit gegenüber Sexualität von seinen Patienten und Lesern bestätigt bekomme. Mit seinen Erfahrungen in Statistik, die er sich während seines Studiums in Chicago angeeignet habe, hat er erst kürzlich eine Umfrage abgeschlossen. Er fragte Frauen und Männer, ob sie sich an den sexuellen Szenen in seinen Büchern störten. Keine der Frauen hätte Probleme bekundet, aber 25 Prozent der Männer. Auf die Nachfrage warum, habe er ausnahmslos die gleiche Antwort erhalten. Als Männer hätten sie keine Probleme damit, doch als Männer ihrer Frauen lese in ihnen immer auch ein Zensor mit.

Allerdings kommt auch der ägyptische Literaturbetrieb ohne seine Zensoren nicht aus. Als der damals noch unbekannt Aswani der ägyptischen Buchorganisation 1989 seine Erzählungen vorlegte, wurde ihm „Verunglimpfung Ägyptens“ vorgeworfen. Die Erzählungen mussten schließlich im Selbstverlag erscheinen. Erst nach dem Erfolg des Romans „Der Jakubijân-Bau“ wagte dann auch ein ägyptischer Verleger ihre Veröffentlichung.

Aswanis Ruhm schützt ihn auch im Alltag. Freunde von ihm sind gefoltert worden und waren im Gefängnis. Da seien die Repressalien gegen ihn ein Witz. „Sie haben verhindert, dass ich zur Premiere der Verfilmung meines Buches kommen durfte. Aber was ist das schon?“ Inzwischen wagt er sich an fast jedes Thema. „Die kranken Strukturen, die in den Erzählungen gezeigt werden“, fährt Aswani leidenschaftlich fort, „sind nichts als

unterschiedliche Symptome derselben Krankheit!“ Unter dem Präsidenten Gamal Abdel Nasser entstanden, hätten sie das freiheitliche, liberale Ägypten, das es vor dessen Ära noch gegeben hat, vollkommen ausradiiert.

Aswani glaubt, dass mit der Einführung der Demokratie der Patient Staat gesunden könnte. Die jetzige, alleinige Symptombehandlung sei wie in der Medizin eine riskante Angelegenheit. Aber immerhin sei die große Mehrheit bereit zum Wechsel. Auch angesichts von Finanzkrise, Wasserknappheit, explodierenden Bevölkerungszahlen und Arbeitslosigkeit – Nährboden für Radikalisierung und Instrumentalisierung durch den Staatsapparat? „Auch dann!“, sagt er bestimmt.

Aswanis Sprechstundenhilfe ist gegangen, er schaltet die Lichter in seiner Praxis selbst aus. Er wohnt mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in dem Apartment neben der Praxis. Die Wände sind dünn. Dennoch funktioniert die Trennung zwischen den Lebensbereichen. Er nehme sich viel Zeit für seine Patienten, sagt Aswani, und manchmal verzichte er auch darauf, ihre Münder für eine Behandlung starr geöffnet halten zu lassen, sondern lässt ihn sich bewegen. Zum Erzählen oder um Fragen zu stellen.

AXEL TIMO PURR

ALAA AL-ASWANI: „Ich wollt', ich würd' Ägypter“. Aus dem Arabischen von Hartmut Fähndrich. Lenos Verlag, Basel 2009. 265 Seiten, 19,90 Euro.